



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Publikum war starr vor Staunen. Felix spielte eine Gavotte auf seiner Geige.

Als er den Bogen senkte, trat eine tiefe Stille ein, dann brach es los wie verstärkter Donner.

Herr Nestel wurde sehr bange. Er presste die Hand fester aufs Herz.

Als der Beifall schwieg und die Menge sich verließ, strömten alle den Ausgängen zu. Nur ein Herr blieb sitzen. Er saß allein noch da, als die Dienerschaft an ihre ordnende Arbeit ging. Er stand auch nicht auf, als ihn ein Diener anredete. Der Herr war tot. Die Nachforschungen ergaben, daß es der Vater des Wunderknaben war.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Evangelisch=sozial. Einer der Hauptwortführer der Richtung, die auf dem Boden des Protestantismus eine „soziale“ Tätigkeit mit der Förderung religiöser oder kirchlicher Interessen verbinden möchte, hat vor kurzem eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die das Dunkel, von dem der Begriff des „Sozialen“ als Bezeichnung der hier in Frage kommenden besondern Bestrebungen umgeben ist, wenigstens einigermaßen aufhellen sollten. Das Ergebnis seiner Ausführungen war, daß vor der Hand nur eben ein allgemeiner, unbestimmter, aber im Einzelnen mit Macht sich ankündigender „sozialer Drang“ bemerkbar sei. Sollte es, an der Hand der heutigen Erfahrung, nicht doch möglich sein, das Wesen und die Richtung dieses Dranges näher zu bestimmen? Allerdings leicht ist die erforderliche Unbefangenheit und völlige Aufrichtigkeit des Denkens dann nicht, wenn, wie es bei den „Evangelisch=Sozialen“ überwiegend zutrifft, die religiösen Interessenten zugleich kirchliche Interessenten sind. Moltke hat einmal gesagt, die Geschichtsdarstellung müsse sich hüten, leichtthin an ein erworbenes Prestige zu rühren, das der Vaterlandsliebe förderlich sein könne. Er hat hier als konservativer Patriot gesprochen, und als solcher hat er Recht, was immer die Wissenschaft als Verehrerin der objektiven Wahrheit dagegen einwenden möge. Das Interesse der reinen Erkenntnis und das praktische des Lebens stehen hier, wie so oft, mit einander in Widerspruch.

Die Wirksamkeit der großen Institutionen, durch die die Völker geleitet und nach den Zielen der Vorsehung hingeführt werden, hängt wesentlich davon ab, daß alle, die sich im Dienste dieser das sittliche Leben bestimmenden Organisationsgebilde befinden, deren Aufgabe als eine ideale, ihre Geltung als möglichst absolute erfassen. Nicht die Macht der Kirche allein, sondern die Kraft jeder sozialen Institution wurzelt in diesem Glauben. Wer sich daher noch als lebendiges Glied einer solchen Institution fühlt, wer innerlich mit ihr und ihren Interessen verwachsen ist, wird instinktiv dem Bestreben huldigen, die Fackel der geschichtlichen Erkenntnis an den ihr anhaftenden Schwächen und Unzulänglichkeiten, an den Anzeichen der Anreife oder des Alters möglichst rasch vorübergleiten zu lassen. Der Gewinn an Erkenntnis würde ja in demselben Maße den Wert des Ganzen, dessen Glied er ist, und damit auch seine eigne Selbstschätzung herabsetzen.

Sollte daher ein wirklich kirchentreuer evangelischer Geistlicher durch Studien, die jenseits von Gut und Böse seiner theologischen Lebens- und Geschichtsauffassung liegen, zu der Einsicht gelangen, daß die Lehre ebenso wie das Verhalten seiner Kirche ganz wesentlich bestimmt worden sei durch die Macht der herrschenden sozialen Interessen, so würde er doch öffentlich von solcher Erkenntnis keinen Gebrauch machen können und dürfen.

Der Gebrauch des Wortes „sozial“ tritt bei deutschen Schriftstellern häufiger auf in dem Maße, als die Bestrebungen des Bürgertums, dem landesfürstlichen Absolutismus und der in jede Regung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens kleinmeisterlich eingreifenden Bürokratie unabhängiges Terrain abzukämpfen, Gestalt und Macht gewinnen. Sozial hieß jedes Interesse, das sich aus dem herkömmlichen, der Staatsregierung und Polizei gegenüber bestehenden Hörigkeitsverhältnis losgerungen und zu einer verhältnismäßigen Selbständigkeit des Daseins und der Lebensregungen entwickelt hatte. In diesem sozialen Kampfe schlug sich die evangelische Kirche, namentlich in den östlichen Provinzen des preussischen Staats, ganz und gar auf die Seite der einer freien sozialen Entwicklung abholden Mächte, deren vorderste Schlachtreihe von der geschlossenen Phalanx des Agraradels gebildet wurde.

Der protestantischen Orthodoxie aus dieser Parteinahme einen Vorwurf zu machen, wäre eine große Thorheit und Ungerechtigkeit. Es war der Instinkt der Selbsterhaltung, der dazu trieb. Die protestantischen Geistlichen wurden die socii der adelichen Patrimonialherrschaft, und in diesem Sinne wirkten sie sozial. Ganz natürlich und unbewußt ging nun die Auslese vor sich, die unter den Sprüchen des Evangeliums gehalten wurde. Als Kern und Stern blieb das Wort übrig: „Seid unterthan!“

In dieser „sozialen“ Wirksamkeit blieb die protestantische Geistlichkeit des Ostens im wesentlichen unbeirrt bis zu dem Tage, wo das rasch um sich leckende Wildfeuer der sozialdemokratischen Propaganda auch nach den ländlichen Bezirken hinüberzüngelte. Für die sozialistische Gesellschaftskritik giebt es kaum ein dankbareres Thema, als die mit Händen zu greifende geschichtliche Abhängigkeit des protestantischen Kirchentums von der wirtschaftlich und militärisch begründeten Standesherrschaft. Das „Christentum,“ d. h. der im Interesse der Patrimonialherrschaft gefertigte dünne Auszug aus den Lehren Christi und der Apostel, geriet in größte Gefahr, wenn dieser „soziale“ Zusammenhang auch der dienstbaren Klasse allgemeiner klar gemacht wurde. Daher bei einigen weiter blickenden unter der protestantischen Geistlichkeit plötzlich die bedenkliche Frage: ob denn Christi Wort in der That nichts anders enthalte als eine Moral der Unterwürfigkeit? Sobald die Frage gestellt war, mußte sie verneint werden. Und Naturen mit reger Lebendigkeit des praktischen Gewissens konnten nicht umhin, die Folgerung zu ziehen. Der „soziale Drang“ kam über sie. Er ist begründet in der Einsicht, daß das Christentum verloren ist, sofern es konserviert werden sollte als eine Standesreligion der Privilegierten.

Für und wider Ibsen. Der Aufsatz über Henrik Ibsen im 18. und 19. Hefte der Grenzboten ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß bereits eine ruhige und sachliche Beurteilung des nordischen Sonderlings an die Stelle blinder Vergötterung getreten ist. Der Verfasser sagt selbst, daß er aus einem Saulus ein Paulus geworden sei, und man könnte die Frage aufwerfen, ob er nicht seinen alten Heiligen mit etwas zu kühlen Blicken betrachte. Man kann das

Urteil, das der Verfasser über die einzelnen Dramen fällt, im allgemeinen gewiß unterschreiben. Zur richtigen Würdigung des Norwegers darf man aber nicht vergessen, daß alle seine Dramen, mit Ausnahme vielleicht der drei oder vier letzten, Stellen enthalten, an denen man ex ungue leonem erkennt. Die zehn Akte „Kaiser und Galiläer“ z. B. kann man, wenn man die beiden Dramen als Ganzes betrachtet, ruhig zum alten Eisen werfen. Und doch enthalten sie eine Massenszene, die man an dem Meisterwerke dieser Art, der Leichenseier Julius Cäsars in Shakespeares Römerdrama, messen darf; das ist die Szene, in der Julian das gegen ihn empörte Heer durch eine großartige Komödie dazu bringt, ihn zum Cäsar auszurufen. Es wäre überhaupt eine dankbare Arbeit, zu untersuchen, wie Ibsen, bei einer so ausgeprägten Begabung für stark dramatische Wirkungen, dazu gekommen ist, schließlich so undramatische Stücke zu schreiben wie seine letzten Arbeiten. Der Grund liegt wohl hauptsächlich in der zunehmenden Neigung, auf der Bühne Zustände darzustellen, die einer längst vergangenen Verwicklung entsprungen sind. Diese Verwicklung wird dem Zuschauer mit fortschreitender Handlung nach und nach enthüllt, sodaß er die Personen von Schritt zu Schritt mit andern Augen ansieht, was ihn mitunter so verstimmt, daß es um die einheitliche Wirkung des Stückes geschehen ist. Diese Neigung tritt schon im „Fest auf Solhaug“ hervor, aber unser Urteil über die Charaktere der handelnden Personen wird durch das, was wir über die Vorgeschichte des Dramas erfahren, nicht wesentlich verändert. Geradezu unheilvoll hat sich der Dichter dieser Neigung zur Technik der alten Schicksalstragödie in „Rosmersholm“ überlassen. Wir sehen die Personen des Stückes am Schluß in einem ganz andern Lichte als zu Anfang, und wir ärgern uns über die Täuschung, die sich der Dichter mit unsrer Empfindung erlaubt hat. Und doch lag hier ein äußerst dankbarer Stoff für ein Drama vor, wenn sich der Dichter nur dazu verstanden hätte, die ganze Geschichte der Rebekka von dem Augenblick an, wo sie nach Rosmersholm kommt, sich vor unsern Augen entwickeln zu lassen.

Doch ich wollte eigentlich nicht hiervon sprechen, sondern von dem Verhältnis Ibsens zur lebenden Bühne. Auch dieses ist so verschroben, wie es ein Apostel des dramatischen Naturalismus nur wünschen kann. Mit Ibsens spätem Dramen, die mit Ausnahme der „Stützen der Gesellschaft“ für die lebendige Bühne völlig verloren sind, stellen einzelne Theater immer wieder qualvolle Wiederbelebungsversuche an, aber um seine wirklich dramatischen Stücke kümmern sie sich nicht. Haben wir denn einen solchen Überfluß an brauchbaren Schauspielen, daß sich eine Aufführung des „Festes auf Solhaug“ nicht verlohnte? Wohl ist es eine Anfängerarbeit, wohl spielt der Zufall drin eine größere Rolle, als eine ernste Kritik zugeben darf. Aber das Stück ist sicherlich auf der Bühne so wirksam wie wenig andre. Die Handlung ist spannend und schreitet lebhaft vorwärts, und der junge Dichter zeigt sich schon hier als Meister der Charakteristik. Das prächtig gezeichnete Schwesternpaar Margit und Signe stellt der Schauspielkunst eine ungewöhnlich dankbare, edle Aufgabe. Und es wäre doch sicher von Interesse, den grämlichen Pessimisten Ibsen als jugendfrischen Romantiker kennen zu lernen, der eine so wohlthuende Stimmung zu verbreiten weiß, wie man es dem Sänger der erblichen Belastung gar nicht zutrauen sollte. Es ist ganz merkwürdig: der junge Romantiker hält sich frei von falscher Sentimentalität, der Pessimist verfällt ihr an der allerunglücklichsten Stelle. In der „Nordischen Herrfahrt“ läßt Ibsen den Sigurd die Hjordis aus reiner Freundschaft für Gunnar bezwingen, obwohl er selbst sie liebt. Eine so weichliche Empfindung lag dem alten Nordlandsredner durchaus fern, wie denn auch der

Siegfried der Nibelungen die Brunhild aus sehr selbstüchtigen Gründen gewinnen geht. Aber Ibsen fehlt überhaupt die Fähigkeit, keckes Heldentum zu zeichnen.

Gar zu kurz hat der Verfasser des Aufsatzes den „Bund der Jugend“ mit den Worten abgethan, „eine Komödie der Verwechslungen im alten Stil.“ Gewiß spielen äußerliche Verwechslungen hier wie im „Fest auf Solhaug“ eine gar zu entscheidende Rolle. Aber zweierlei muß auch hier betont werden: das Stück ist mit einem außerordentlich glücklichen Blick für die Bühnenwirkung geschrieben, und die Charakteristik der Personen ist vortrefflich. Der alte Daniel Heire ist eine Prachtfigur, die so volkstümlich zu werden verdiente wie der Piepenbrink aus den „Journalisten.“ Dann der alte Kaufherr, der auf das Ansinnen, den eignen Sohn vor dem Untergang dadurch zu retten, daß er seine gefälschte Unterschrift auf einem Wechsel anerkenne, die stolze Antwort findet: „Der Verbrecher verfällt dem Strafgesetz!“ Der wäre freilich in unsrer Zeit ein Anachronismus, aber das Stück enthält außerdem noch eine Fülle höchst anziehender Charaktere, unter anderm in der Selma eine interessante Vorstudie zur Nora, was die Verehrer Ibsens meines Wissens noch gar nicht bemerkt haben. Leider kann ich hier nicht näher auf das Stück eingehen, aber das steht fest: der „Bund der Jugend“ ist ein Lustspiel, das trotz unverkennbarer Schwächen himmelhoch über den Erzeugnissen der Berliner jüdisch-deutschen Possendichter steht; ich für meinen Teil stelle es den „Journalisten“ unmittelbar an die Seite. Daß man in Berlin, wo der künstlerische Geschmack am meisten verdorben ist, von Ibsen nur die dramatisirte Sittenverderbnis kennt, ist in der Ordnung. Daß aber von den Provinzbühnen, die dem Berliner Possenschund bereitwillig Thor und Thür öffnen, sich nicht eine die Mühe nimmt, die Schöpfungen des Dichters aufzuführen, die von bleibendem Wert sind und gerade den Dichter in ihm wieder zu Ehren bringen könnten, ist sehr bedauerlich.

hs.

Das Heinedenkmal in Amerika. Die Deutschamerikaner sind uns doch immer um einige Fuß (englisch) voraus. Der bekannte Newyorker Gesangverein Arion hat den Ankauf des Heinedenkmals von Herter in Berlin angeregt, und in den deutschamerikanischen Blättern erscheinen Aufrufe zur Teilnahme an dieser nationalen That, d. h. an der Ausbringung der 35 000 Dollars, die nötig sind, um den bekannten, einst für Düsseldorf bestimmten „Loreleybrunnen“ in Newyork aufzustellen. Wir könnten uns ja nur freuen, daß, wenn erst das Denkmal drüben seinen Platz gefunden haben wird, nicht noch andre Städte bei uns der Versuchung verfallen werden, die glücklich an Düsseldorf und Mainz vorübergegangen ist. Außerdem paßt Heine nirgends so gut hin wie nach Newyork, der internationalen, nicht einmal amerikanischen Groß-, Geld- und Genußstadt, wo das Deutschtum, alles in allem, eine kleine Rolle spielt, und der internationale Jude sich heimisch fühlt wie nirgends sonst. Die deutschen Juden werden nun ihren Heine haben, und die „andern“ Deutschen von Newyork beeilen sich, ihnen dabei zu helfen. Aber bedauerlich bleiben in dieser an und für sich gleichgiltigen Sache die Übertreibungen, deren sich die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten in ihren Bettelartikeln schuldig macht. Sie zeigt einmal wieder, wie tief die nationale Gesinnung und Bildung ihrer Leiter steht. Die nun bald ausgestorbenen Achtundvierziger hätten das doch mit etwas mehr Geist gemacht. „Mehr als die irgend eines andern Dichters leben Heinrich Heines Lieder im Herzen und im Mund des deutschen Volkes,“ beginnt ein Aufruf in dem „Bahn frei,“ der sonst gut geleiteten Zeitschrift des Newyorker Turnvereins. Deutschland wird natürlich als

das Land des engherzigen Vorurteils hingestellt und seiner altweltlichen Kleinlichkeit der beschämende Spiegel vorgehalten. Welchen urteilsfähigen Deutschen in den Vereinigten Staaten kann diese Sprache, die bei jeder Gelegenheit geführt wird, über die Thatsache täuschen, daß das Deutschtum drüben in allen geistigen Dingen schlecht beraten ist? Dieselben Leute, die jetzt für ein Heinedenkmal große Worte machen, schrecken feig zurück vor dem Gedanken einer deutschen Hochschule in Amerika, die das einzige Mittel wäre, unsern Leuten dort einen geistigen Halt zu geben. Als Anfang zum Fonds für eine solche Hochschule wären diese 35 000 Dollars sicherlich besser angelegt, als in einem Denkmal der jüdischen Charakterlosigkeit in nationalen Dingen.

Tierquälerei. Als eine „Arbeit für die Sommerfrische“ empfiehlt das „Frauendasein“ in Nr. 36 die Verarbeitung von Käserflügeln und andern geeigneten Insektenteilen zur Verzierung von Bilderrahmen u. dergl. Angeregt worden ist die Einsenderin durch den Anblick „wunderbar schöner Blumenbouquets, die aus den Flügeln grün-goldschillernder ostindischer Käser zusammengestellt waren.“ Wenn nun auch über den Geschmack nicht zu streiten ist, so protestiren wir doch im Namen der Humanität und im Interesse der Knaben, denen die Sammlung des nötigen Materials als interessante Ferienbeschäftigung zugebracht ist, gegen eine solche Verarbeitung, wie wir auch entschieden unsere Stimme erheben gegen die Unsitte, zum Schmucke der Frauenhüte Vogelbälge, Vogelköpfe u. dergl. zu verwenden. Allerdings erwähnt die Verfasserin zunächst nur schädliche Insekten, die ihren Zwecken dienen sollen, und meint deshalb, ohne Gewissensbisse deren eine Menge töten zu dürfen, zumal da sie das ohne Tierquälerei in der schmerzlosesten Weise durch Übergießen mit Spiritus bewirke. Aber wer kann die Grenze zwischen schädlich und unschädlich haarfarrig bestimmen? Und schließlich werden als sehr brauchbar für den Zweck die hervorragend nützlichen Johanniskwürmchen (da die scharlachroten Flügeltchen Ebereschentrauben bilden sollen, sind wohl die Marienkäfer gemeint) und der Rostkäfer genannt. Und selbst wenn es möglich wäre, ausschließlich Schädlinge für diesen Zweck der Eitelkeit zu opfern, den wir nicht anstehen als unbegreifliche Geschmacksverirrung zu bezeichnen — wir möchten die Jugend vor der Verrohung bewahren, die ein solch planmäßiges Einfangen und herzloses Töten lebender Wesen notwendig zur Folge hat. Wir sind grundsätzliche Gegner der Naturaliensammlungen für Kinder (mit Ausnahme etwa der Herbarien und Steinsammlungen), weil sie nur selten einer wissenschaftlichen Förderung dienen, desto häufiger aber zu allerlei unordentlichem Wesen, Anlust an den nächsten Arbeiten, Lust am Tauschen, und nicht zum wenigsten zur Geringschätzung des Lebens andrer Wesen, zur Grausamkeit führen; diesen Nachteil wiegt der etwaige Gewinn bei weitem nicht auf. Treten Insekten in solcher Menge an einer Stelle auf, daß ihre Vernichtung geboten erscheint, so mag man sie rücksichtslos, aber so schnell als möglich beseitigen, auch mit Hilfe der Kinder, denen man die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens zugleich mit dem Bedauern, dazu gezwungen zu sein, vorhalten kann, aber im übrigen ver helfe man diesen lieber zur liebenden, ehrfurchtsvollen Freude an der Schöpfung und an den einzelnen Geschöpfen, auch am Wurm, der im Staube kriecht, und am kleinsten Käferchen. Die Damen aber mögen den Schmuck ihrer Hüte und die Verzierung niedlicher Gegenstände suchen, ohne damit den Naturvölkern und ihrem Geschmack Konkurrenz zu machen.